



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Herbsttage in der Eifel : Kultur- und Landschaftsbilder.

3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zahlreichen ausdrücklichen zustimmenden Erklärungen auch dadurch zu erkennen gegeben, daß sie diese Bestrebungen billigt. Die Kommission des Herrenhauses endlich hat ihren Berichtstatter ausdrücklich beauftragt, nochmals das zu wiederholen, was er schon einmal ausgesprochen und was Seine Exzellenz der Herr Finanzminister in beiden Häusern des Landtags gesagt habe, daß sie mit aller Sympathie einer neuen Gesetzgebung entgegenstehe, die die Kolonisation in großem und zielbewußtem Maße durchführen wolle.

Bei einer solchen Einmütigkeit aller beteiligten Mächte ist die Hoffnung gerechtfertigt, daß die bevorstehende Tagung des Landtags dem allgemeinen Andrängen nach zweckmäßiger Einrichtung der innern Kolonisation Erfüllung bringen wird. Und man darf diese Hoffnung um so zuversichtlicher hegen, als nach den jetzt gesammelten Erfahrungen die Gefahr einer finanziellen Einbuße für den Staat vollständig ausgeschlossen ist.



Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarkhaus

3



In meinem letzten Aufsatz habe ich von der weltentrückten Lage Blankenheims gesprochen. Nun könnte man mir vorhalten, daß es mit der Weltabgeschlossenheit dieses Ortes nicht allzu schlimm stehn könne, da Blankenheim doch Bahnstation sei. Das ist allerdings der Fall. Aber darf man einen Ort, dessen Bahnhof mehr als vier Kilometer von ihm entfernt liegt, wirklich noch Bahnstation nennen? In einem Gebirgslande, das fünfzig Jahre später als die benachbarten Gebiete die erste Bahnlinie erhielt, kommen als Verkehrswege auch heute noch in erster Reihe die Flußthäler in Betracht. Nun gehört Blankenheim seiner topographischen Lage wie seiner historischen Entwicklung nach zum Urthale, der Bahnhof liegt jedoch im Urstthale. Die Wasserseide zwischen Ur und Urst ist ein breites rauhes Hochplateau, das in schneereichen Wintern häufig wochenlang kaum passierbar sein soll. Auf der Höhe liegt ein ärmlicher Flecken, Blankenheimerdorf, auf weite Strecken hin von Ödland umgeben. Vor der Anlegung der Chaussee hat hier hinüber sicherlich kein Verkehr stattgefunden, und wenn auch heute zwischen Blankenheim und seinem Bahnhof ein Postwagen die Verbindung vermittelt, so scheint doch die seltne Benutzung dieses Behelfs durch die Blankenheimer dafür zu sprechen, daß man von der neuen Verkehrsgelegenheit nur ungern Gebrauch macht.

Das obere Urstthal gehört zu den kältesten Gegenden der Eifel. Sogar in den Sommermonaten treten mitunter Nachfröste ein, die den Obst- und

Gemüsebau beeinträchtigen. Am meisten haben die Bohnen darunter zu leiden. So war im vorigen Jahre am 5. September die ganze Ernte erfroren; Blätter und Schoten hingen schwarz, gleichsam ihren eignen vorzeitigen Tod betrauernd, an den Stöcken. Aber eben diese ungünstigen klimatischen Verhältnisse haben die Bevölkerung dazu veranlaßt, sich von den Launen der Witterung unabhängig zu machen: die Berge bedecken sich mit Fichtenkulturen, der Steinbruch- und Bergwerksbetrieb blüht, im Thale klappern Mühlen, und in den Dörfern und Städtchen entstehen mit jedem Jahre neue Fabrikanlagen. Die Eröffnung der Bahnstrecke Trier-Köln hat in das Urstthal neues Leben gebracht, sie erfolgte gerade noch rechtzeitig, die Gewerbethätigkeit der Anwohner, die im Konkurrenzkampfe mit den begünstigtern Industriegebieten des Niederrheins zu erlahmen drohte, vor dem Niedergange zu bewahren. Wie alle Eifelgewässer, so ist auch die Urst überreich an Forellen, für die neuerdings ein ansehnlicher Preis erzielt wird. Der Pachtzins für die Fischerei, der früher äußerst geringfügig war, steigt allerdings in letzter Zeit auch, ist aber auch jetzt fast überall noch so mäßig bemessen, daß der Pächter seine Rechnung dabei findet. In einem Seitenthale zeigte man mir beispielsweise einen etwa vier Kilometer langen Flußlauf, worin die Fischerei zu 30 Mark jährlich verpachtet ist, und aus dem während der Fangmonate Mai bis September täglich 1½ bis 2 Kilo Forellen entnommen werden. Der Fang wird fast ausschließlich mit der Angel betrieben, die Anwendung von Netzen ist, wenigstens stellenweise, durchaus verpönt. Fischarme oder richtiger ausgefischte Gewässer sind hier und da mit kalifornischen Regenbogenforellen besiedelt worden, ein Verfahren, von dem man jedoch zurückzukommen scheint, weil der Marktwert dieses durch Schnellwüchsigkeit sich auszeichnenden Fisches dauernd hinter dem der edeln Bachforelle zurückbleibt. Daß diese übrigens noch keineswegs auf dem Aussterbeetat ist, läßt sich aus der Häufigkeit schließen, mit der sie dem Eifeltouristen auf der Gasthaustafel begegnet. Es giebt Sommerfrischen in der Eifel, in denen noch im letzten Jahre die Gäste eine Verlängerung ihres Aufenthalts von der Zusicherung des Wirts abhängig machten, er wolle sie in Zukunft mit Forellen verschonen!

Der erste Ort im Urstthal abwärts vom Blankenheimer Bahnhofe ist Nettersheim, ein Dörfchen mit alter Steinbruchindustrie, das, seitdem im Jahre 1894 eine Kuranstalt nach Kneipp'schem System eröffnet worden ist, neuen Aufschwung zu nehmen scheint. Die Grundbedingungen zur Kneippkur: kaltes Wasser und ausgedehnte Wiesen, sind hier reichlich vorhanden und werden im Verein mit den prächtigen Waldspaziergängen der Umgegend auch dann noch Erholungsbedürftige anlocken, wenn das Heilverfahren des Wörrischer Pfarrerherrs längst in die große Kumpellammer der Arzneiwissenschaft gewandert sein wird.

Wo sich das Thal erweitert, liegt das Örtchen Urst, und diesem gegenüber der Flecken Dalbenden, einst der Sitz reicher „Niedmeister.“ So hießen die Besitzer der alten Eisenhütten, die in dieser Gegend wie kleine Fürsten

schalteten. Ihre Residenz, mächtige Barockbauten mit Mauern und Türmchen, zeugt noch von vergangner Herrlichkeit. Ganz in der Nähe von Urft stoßen wir auf die räumlich benachbarten Denkmäler zweier Weltkulturperioden: den Römerkanal, der die Militärquartiere am Niederrhein mit dem trefflichen Trinkwasser der Eifel versorgte, und die einst reichsunmittelbare Prämonstratenserabtei Steinfeld auf dem Bergplateau am linken Flußufer.

Über den Römerkanal, der heute noch die Phantasie des Eifler Volks beschäftigt und dem Landmann für ein Werk des Teufels gilt, ist viel geschrieben aber auch viel gefabelt worden. Die Behauptung einiger Lokalhistoriker, der Kanal habe das Wasser der Mosel zum Niederrhein geführt, bedarf wohl kaum noch der Widerlegung. Ein Blick auf die Landkarte genügt, auch den Laien, der sich der Erkenntnis nicht verschließt, das Wasser fließe grundsätzlich nicht bergauf, eines Bessern zu belehren. Aber auch dann noch, wenn wir als Ausgangsstelle des Kanals die quellenreichen Kalkberge oberhalb des Dorfs Urft annehmen, fordert dieses Meisterwerk römischer Ingenieurkunst unsre Hochachtung und Bewunderung heraus. Wir erstaunen über die genaue Kenntnis der Terrainverhältnisse, die den Erbauern zu Gebote stand. Wie mir ein Fachmann erklärte, würde die Anlage dieses Kanals auch für heutige Wasserbaumeister, denen doch ganz andre Instrumente zur Verfügung stehn, noch als höchst respectable Leistung gelten. Es sei bewundernswert, wie man das einzige zur Speisung des Kanals geeignete Quellgebiet ermittelt und seinen Zwecken dienstbar gemacht habe, und es sei nicht minder erstaunlich, wie man unter sorgfältiger Berücksichtigung der Gesteinslagerung und des Gefälles die Stollen getrieben habe.

Das kalkhaltige Wasser hat seine mineralischen Bestandteile an den Wänden und auf dem Boden der Leitung in einer dicken Schicht abgesetzt. Die Brauchbarkeit dieser „Kalkfinter“ genannten jüngsten Marmorbildung als Material für feine, politurfähige Architekturstücke ist schon früh erkannt worden. Angeblich schon zu Karls des Großen Zeit haben die rheinischen Kirchenbaumeister den Kanal als Sintergrube ausgebeutet. Zu den schönsten Werkstücken aus diesem prächtigen Material gehören zwei Säulen über dem Grabe des Pfalzgrafen Heinrich in der Laacher Abteikirche.

Gemahnt uns der Kanal, der namentlich durch den Steinbruchbetrieb in der Nähe von Urft und Kall streckenweise bloßgelegt worden ist, an die Zeit der römischen Weltherrschaft, so führt uns die Abtei Steinfeld die Machtstellung der geistlichen Orden im Mittelalter vor Augen. Gleich einer kleinen Stadt thront das mit einer Ringmauer umgebne Kloster, in dessen Gebäuden heute eine Zwangserziehungsanstalt für mehrere hundert verwahrloste Kinder katholischer Konfession untergebracht ist, auf seinem Berggrücken — ein Escorial oder Monte Cassino im Eifellande. Als Gründungsjahr der Niederlassung wird 912 genannt; die herrliche Kirche, eine dreischiffige Basilika mit vielen Seitenkapellen und mächtigem achteckigem Zentralturm, ist seit dem Jahre 1142 erbaut worden. Die Orgelbühne zeigt gotischen, die angebaute Sakristei

Renaissancestil, die Klostergebäude stammen teils aus der Zeit der Gotik, teils aus der des Rokoko. Unter den reichen Skulpturen der Kirche sind einige künstlerisch sehr bedeutende Holzstatuen aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erwähnenswert, auch das Renaissancegrabmal des heiligen Hermann Joseph, eines Steinfelders Mönchs, verdient Beachtung. Die Tumba ist aus rotem Eifelmarmer hergestellt, der zwischen Steinfeld und Urft gebrochen wird. Das Kloster hat nacheinander Benediktinerinnen, Augustinern und Prämonstratensern zum Aufenthalte gedient; seine Blütezeit fällt ins dreizehnte Jahrhundert, dann sank seine Bedeutung, bis im fünfzehnten Jahrhundert, nach einer Zeit völliger Anarchie unter den Mönchen, eine Reihe energisch regierender Äbte das alte Ansehen des Stifts wiederherstellte. Auffallend erscheint, daß die französischen Revolutionsheere Steinfeld verschont haben. Ob dies, wie Hermann Rehm in seinem schönen Buche „Das Hochland der Eifel“ (Trier, S. Stephanus) äußert, geschah, weil ihnen die großartige Anlage imponierte, ist mindestens zweifelhaft. Großartige Anlagen haben sie sonst fast immer zu großartigen Mordbrennereien und Plünderungen begeistert. Wahrscheinlicher dürfte es sein, daß ihnen die abseits von der Landstraße liegende Abtei bei ihren ziemlich planlos ausgeführten Raubzügen entgangen ist.

Weiter abwärts im Urftthale liegt Kall, ein freundliches Dorf mit alten, zum Teil noch aus der Römerzeit stammenden Eisen- und Bleigruben. Hier gabeln sich Landstraße und Eisenbahn und führen in nordöstlicher Richtung nach Euskirchen und Köln, in nordwestlicher nach Gemünd und Schleiden. Gemünd, heute noch eine außerhalb der Eifel so gut wie unbekanntes Kleinstadt von etwa 1700 Einwohnern, an der Vereinigung von Urft und Oef, wird in wenig Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen technisch gebildeten Welt auf sich lenken. Es ist der Ausgangspunkt eines der größten Werke moderner Ingenieurkunst, der seit kurzem gebauten Urftthalsperre. Dieses Unternehmen, dessen Kosten auf etwa sechs Millionen veranschlagt sind, und in dessen Ausführung und Nutzung sich die Kreise Aachen-Stadt, Aachen-Land, Düren, Schleiden, Montjoie, Heinsberg und Jülich als Genossenschaft mit beschränkter Haftung teilen, hat den doppelten Zweck, das Gebiet an der untern Kur (deren größter Nebenfluß die Urft ist) gegen Überschwemmungsgefahr zu sichern und die oft sehr großen Wassermassen der Urft zur Kraftgewinnung für industrielle Betriebe auszunutzen. Die Erfindung von Thalsperren oder Staubecken ist alt, das bekannteste Beispiel einer solchen Thalverbauung ist der um das Jahr 2000 v. Chr. angelegte Mörisssee in Ägypten mit einem Fassungsraume von 3000 Millionen Kubikmetern. Das nächstgrößte Werk dieser Art ist die Krotonstauung bei Newyork, die 125 Millionen Kubikmeter aufnimmt. In Deutschland hat man sich verhältnismäßig spät zu derartigen Anlagen entschlossen; erst die praktische Brauchbarkeit des im nahen Belgien gelegnen Stauwerks von Gileppe gab den Anstoß zu ähnlichen Unternehmungen in den Industriegebieten der Rheinprovinz, wo jetzt, wie ich den außerordentlich lehrreichen Ausführungen der Kölnischen Zeitung

vom 15. und 22. April 1900 entnehme, außer der jüngst begonnenen Urstthalsperre schon dreizehn Staubecken mit einem Gesamtfassungsraume von etwa $29\frac{1}{2}$ Millionen Kubikmetern im Bau oder im Betriebe sind. Bernehen wir nun, daß der im Urstthale entstehende See $45\frac{1}{2}$ Millionen Kubikmeter fassen soll, so können wir uns einen Begriff von der gewaltigen Veränderung machen, die Menschengest und Menschenhände zur Zeit in der Gegend von Gemünd mit der Erdoberfläche vornehmen. Die lokalen Verhältnisse sind dort für eine solche Anlage die denkbar günstigsten. Ein mehr oder weniger breites, in der Luftlinie nur 6 Kilometer langes, von hohen Schiefer- und Grauwackenbergen eingeschlossenes vielgewundnes Thal, auf dessen Sohle die an Krümmungen reiche Urst fließt, soll kurz vor seiner Einmündung in das Kurthal durch eine Mauer abgeschlossen und so in einen See verwandelt werden, dessen Wassermenge durch Abflußstollen geregelt und durch Turbinen in mechanische Kraft umgesetzt werden wird. Die Sperrmauer — ich folge hier den Zahlenangaben der Kölnischen Zeitung — wird unten auf der Sohle 60 Meter und oben in der Krone 240 Meter lang sein, bei einer Höhe von 57 Metern und der größten Breite (auf der Sohle) von 52, der geringsten (in der Krone) von $4\frac{1}{2}$ Metern. Zu diesem Riesenwerke allein, also ganz abgesehen von den sich anschließenden Bauten, sind etwa 150 000 Kubikmeter Mauerwerk erforderlich. Die unter das Niveau des Sees zu liegen kommenden Wälder und Gebäude (einige Pulvermühlen) müssen rasiert, die auf der Thalsohle lagernden Alluvialmassen abgehoben und beseitigt werden. Die Leitung des Unternehmens liegt in den Händen des Bauinspektors Frenzen, der sich als Erbauer der schönen Bonner Rheinbrücke einen Namen gemacht und vorher beim Bau des Frankfurter Zentralbahnhofs und des Nordostseekanals mitgewirkt hat.

An der Stelle, wo so bedeutende Umwälzungen vorbereitet werden, giebt es zur Zeit für den Laien noch nicht viel zu sehen. Nur die schon benutzte 12 Kilometer lange schmalspurige Arbeitsbahn, deren kleine Lokomotiven mit schrillumem Pfiß das Echo der Berge wachrufen, verrät dem Wandrer, daß in dem öden, bis vor kurzer Zeit noch unerschlossenen und den Einwohnern Gemünds selbst so gut wie unbekanntem Thale große Dinge vor sich gehn.

Wohl nicht mit Unrecht verspricht man sich in dem schmucken, gewerbetauglichen Städtchen von der Vollendung des Riesenwerks den günstigsten Einfluß auf die jetzt schon merkliche Steigerung des Fremdenverkehrs. Der durch Menschenhand geschaffne Bergsee wird der ohnehin wildromantischen Landschaft neue Reize verleihen und Schaulustige in großer Anzahl herbeilocken. An guten Herbergen fehlt es schon jetzt nicht, und der erste Gasthof des Ortes kann sich in jeder Hinsicht mit den bestgeleiteten Hotels großer rheinischer Städte messen. Im Speisesaale ist eine Reliefkarte des untern Urstthals aufgestellt worden, auf der man den Spiegel des künftigen Sees sehr instruktiv durch eine zwischen den Bergwänden horizontal ausgespannte Gasescheibe angedeutet hat. Durch das Studium dieser Karte wohl vorbereitet, wanderte ich an

einem stillen Herbstnachmittage ins Urstthal hinaus. Der Höhenzug auf dem rechten Flußufer ist mit herrlichen Waldungen, dem königlichen Kermeterforste, bedeckt, an den Abhängen der linken Seite ist der Wald im Besitze des Herzogs von Aremberg. Zwischen Feldern, Wiesen und industriellen Anlagen dahin führt der Weg, zunächst auf dem linken Flußufer, zu dem offenbar sehr alten Orte Malsbenden, dessen Häuser, namentlich die auf der rechten Seite der Urst liegenden, an die Bergwand förmlich angeklebten, zu den malerischsten Wohnstätten gehören, die mir auf meiner Reise begegnet sind. Windschiefe, häufig durch mächtige Pfosten gestützte Bauten mit hohen Giebeln und schwarz angestrichnem Balkenwerk, an der Wetterseite mit Schieferplatten bekleidet, moosbedeckte Strohdächer, über die sich der blaue Rauch des Holzfeuers in die ruhige Herbstluft emporkräuselt, enge Höfe, in denen zwischen Düngergruben und schön geschichteten Holzstößen Hühner scharren und Schweine ihre Siesta halten — welchem Freunde deutscher Dorfpoesie ginge bei solchem Anblick nicht das Herz auf!

Der Kulturhistoriker, der sich das Studium ländlicher Architektur und uralter Bauernsitten zur Aufgabe gemacht hat, sollte an diesen Hütten nicht vorübergehn. Wer weiß, wie lange er noch Gelegenheit hat, sie in Augenschein zu nehmen. Die neuzeitigen Strömungen, die jetzt mit Macht in dieses stille Thal dringen, werden die malerischen Reste der Vergangenheit nur zu bald vom Boden wegfegen. Ich überschritt bei Malsbenden den Fluß und stieg am steilen Hange des Kermeters empor, um von den weit ins Thal einschneidenden schroffen Vorbergen einen Überblick über die Gegend und vor allem über das künftige Seebett zu gewinnen. Ich muß gestehn, daß mich die wilde und dabei so großartig ernste Szenerie der Landschaft, die vielleicht ohne besondre Übertreibung mit einem norwegischen Fjorde verglichen werden darf, überraschte. Über mir die unermesslichen, immer höher ansteigenden Wälder des Kermeterforsts, unter mir das tiefe grüne Thal, aus dem das Rauschen des Flusses gedämpft zu mir herauf schallte. Gerade am Fuße meines ersten Auszugs, der Hausley, liegen in langen Reihen acht Pulvermühlen, schwarze niedrige Häuschen mit weit vorspringenden Dächern, nach Bauart und Lage echte Typen der in den Hochgebirgen üblichen Mühlenarchitektur. So weit der Blick thalabwärts reicht, schieben sich von beiden Seiten Felsklüffen vor, bald von Wald gekrönt, bald in messerscharfe Grate auslaufend. An keiner andern Stelle der doch überall schwach bevölkerten und zumal in der vorgerückten Jahreszeit wenig von Fremden besuchten Eifel machte sich bei mir das Bewußtsein der absoluten Einsamkeit so eindringlich geltend wie gerade hier. Kein Laut weit und breit im ganzen Walde, keine Stimme, kein Artklang, nicht einmal der Ruf eines Tiers. Der Laubwald begann sich hier und da schon zu färben, aber der steinige Boden war noch mit Blumen geschmückt, unter denen leuchtend rote Bechnelken und wilde Stiefmütterchen die erste Stelle einnahmen. Bei den letzten ließ sich die interessante Beobachtung machen, daß die Farbe ihrer Blüten je nach dem Standorte vom

mattesten Gelb bis zum fatten Blau wechselte, und zwar schien der schlechteste Boden gelbe, der mittelgute getigerte, der beste einfarbig sammetblaue oder dunkelviolette mit kleinem gelben Stern hervorzubringen.

Der Gemündener Verschönerungsverein hat übrigens sein mögliches gethan, den Fremden den Besuch des Urftthals und seiner Uferberge bequem zu machen. Überall ist für treffliche Wege, schöne Aussichtspunkte und Wegweiser auf das Beste gesorgt. Eine Klippe mit besonders schöner Fernsicht ist „Spionskop“ getauft worden, was beweist, daß man den Verzweilungskampf des armen Hirtenvolks in Südafrika auch hier zu Lande mit reger Teilnahme verfolgt hat. Freunden deutscher Waldromantik kann der Kermeterforst nicht genug empfohlen werden. Man dürfte ihn wochenlang durchwandern, und würde dennoch immer neue Punkte von hohem landschaftlichem Reiz entdecken. Ein guter Weg, der die vier Förstereien Wolfgarten I, Wolfgarten II, Mariawald und Paulushof miteinander verbindet, zieht sich über den Kamm des etwa 500 Meter hohen Bergrückens dahin. Nach beiden Seiten zweigen sich Waldpfade ab, die fast überall bis zu den Abhängen des Gebirges hinaufführen und die herrlichste Aussicht in die Thäler der Urft und Nur bieten. Gemünd läßt als Ausgangspunkt solcher Wandrungen nichts zu wünschen übrig; es ist ein Städtchen von holländischer Sauberkeit, was vielleicht in der Abstammung eines Teils der Bevölkerung von holländischen Emigranten seine Ursache haben mag. Urft und Dief, die mehrfach überbrückt die Stadt durchziehen und sich in deren Mitte vereinigen, beleben das Architekturbild auf das angenehmste und erhöhen den freundlichen Eindruck, den die schmucken Häuser und der schöne, mit Bäumen bestandne Marktplatz auf den Besucher machen.

In keiner Gegend unsers deutschen Vaterlands spielt die Post als Personenbeförderungsmittel wohl noch eine so bedeutende Rolle wie in der Eifel. Der Tourist, der für die Romantik der schwerfälligen gelben Kutsche Verständnis hat, hat hier täglich Gelegenheit, sich den Reisefreuden unsrer Großväter hinzugeben und den Komfort der alten guten Zeit am eignen Leibe zu erproben. Mir war ganz feierlich zu Mute, als ich am Abend des 13. Septembers sieben Uhr und zwanzig Minuten den schon am Vormittag bestellten und bezahlten Platz auf dem Kutschbock des ehrwürdigen Vehikels einnahm, um von Gemünd nach Montjoie zu fahren. Während der Schwager noch das Gepäck verstaute, den Briefbeutel im Kasten unter seinem Sitze verschloß und vom Gemündener Postmeister mit allerlei mündlichen Weisungen und Bestellungen an die Posthaltereien unterwegs ausgerüstet wurde, hatte ich Muße, mir alles zu vergegenwärtigen, was ich je an ernstern und heitern Postgeschichten aus älterer und neuerer Zeit gelesen und gehört hatte.

Es begann schon stark zu dämmern, als sich die gelbe Kutsche, die in ihrem nach morschem Leder, Lampenöl und nassem Stroh duftenden Innern noch zwei Passagiere barg, in Bewegung setzte. Eine volle Stunde lang ging's in gemächlichem Schritte bergan, bis wir kurz vor Herhahn die Höhe der Wasserscheide zwischen Nur und Dief erreichten. Inzwischen war es völlig

dunkel geworden, die sturmzerzausten Fichten zu unsrer Rechten streckten uns gleich drohenden Gespenstern ihre Äste entgegen, und in dem Abgrunde zur Linken wogte der Nebel und kletterte zu phantastischen Gebilden geformt an den Berghängen herauf. Ich war noch in dieses Schauspiel, das mir erst das volle Verständnis für Goethes „Erlkönig“ erschloß, versunken, als plötzlich aus dem düstern Walde eine Gestalt auftauchte, die sich uns mit einem gebieterischen Halt! in den Weg stellte und den Pferden in die Zügel fiel. Waffen bligten auf — schon fiel mir schwer aufs Herz, daß ich meinen Revolver zu Hause gelassen hatte —, da reckte sich zu unserm lustigen Sitze eine mit einem weißen Handschuh bekleidete Hand empor, und nun erkannte ich in dem vermeintlichen Räuber einen preussischen Gendarm, der sich davon überzeugen wollte, ob der Postillon nicht etwa den einen oder den andern Passagier, um seiner vorgelegten Behörde unnötige Schreibereien zu ersparen, auf eigne Rechnung und Gefahr mitgenommen habe. Der Verdacht erwies sich als völlig unbegründet, der Gendarm setzte seinen Namen auf den Postbegleitbrief, händigte dem Postkutscher das Papier mit höchst lakonischem Abschiedsgruße wieder ein und verschwand in der Dunkelheit. Die kleine Episode, die sich bei der etwas mangelhaften Beleuchtung einer trüben Wagenlaterne abspielte, hatte auch ihren erhebenden sittlichen Hintergrund. Der Gendarm, der in der Erfüllung seiner Dienstpflicht hier im nächtlich öden Walde auf den Postwagen gewartet hatte, zeigte in Haltung und Ton die spezifisch preussische Strenge, die nichts aufkommen läßt, was nur einem Schimmer von Vertraulichkeit ähnlich sieht. Der Postillon hingegen drückte durch die Art, wie er den andern grüßte und auf dessen Fragen antwortete, aus, daß er dessen Autorität anerkenne, zeigte aber sonst die Ruhe und Sicherheit, die nur in einem guten Gewissen und in dem Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung wurzeln. Er durfte sich auf seine Ehrlichkeit auch etwas einbilden, denn diese Tugend wird ihm nicht gerade leicht gemacht. Wie ich hörte, ist die Postverbindung zwischen Gemünd und Montjoie ein Privatunternehmen. Der Prinzipal, der von der Postverwaltung ein Fixum erhält, ist verpflichtet, jeden Morgen einen Wagen von Montjoie und jeden Abend einen von Gemünd abgehn zu lassen. Er selbst wohnt in Aachen und kommt nur aller paar Wochen einmal, um sich seine Pferde, deren er sechs hat, anzusehen. Von den beiden Postillonen ist abwechselnd immer einer unterwegs, während der andre dann in Montjoie den Omnibus kutschiert und für die dort stehenden Pferde zu sorgen hat. Jeder der beiden Postillone — der meine war Familienvater und hatte vier Kinder zu ernähren — bezieht ein Monatsgehalt von 60 Mark, wofür er sich während des Aufenthalts in Gemünd auch noch selbst verpflegen muß. Pensionsberechtigt sind die Leute natürlich nicht, auch erhalten sie so gut wie niemals Trintgelder. Man wird zugeben, daß unter diesen Verhältnissen die Ehrlichkeit der Leute doppelt anerkannt werden muß.

Auf der weitem Fahrt fehlte es nicht an allerlei kleinen Episoden, die, wenn auch an sich geringfügig, interessante Streiflichter auf die Zustände in

der dortigen Gegend boten. So führte der Schwager plötzlich in völlig unverständlichem Dialekt ein Zwiegespräch mit irgend jemand, den ich bei der Finsternis nicht zu entdecken vermochte. Es war ein Mädchen, das um die Erlaubnis bat, sich hinten am Postwagen festzuhalten und sich so bergauf ziehen zu lassen, um so schneller nach Herhahn zu kommen, wo ihre Schwester der Niederkunft entgegensehe.

In Herhahn, einem ärmlichen Dorfe mit weit umher zerstreuten Hütten, lockte des Schwagers Horn drei oder vier Leute herbei, die den Postillon huten, Briefe mitzunehmen, und ihm das Porto dafür in barer Münze ausständigten. Es war eine Gefälligkeit von ihm, daß er diese Briefe an der nächsten Poststation mit Marken versah, aber die Bevölkerung kann sich, wie er mir sagte, noch immer nicht an den Gebrauch der Briefmarken gewöhnen. Über eine lange Pappelallee gelangten wir nach dem endlos ausgehenden Dorfe Dreyborn. Von den Resten des alten Schlosses, einer von den Herren von Blatten erbauten Wasserburg, die seit dem Jahre 1564 im Besitze der Freiherren von Harff geblieben ist, war bei der Dunkelheit nichts zu erkennen, doch verriet auch hier wieder die Silhouette der stattlichen neuen Kirche, daß man auch in den ärmsten Gegenden Geld für fromme Zwecke übrig hat. Während der Postillon in der Postagentur seine dienstlichen Geschäfte erledigte, wanderte ich auf der Straße auf und nieder und versuchte einen Einblick in die Häuslichkeit der Dorfeinwohner zu gewinnen, was mir jedoch nicht recht gelingen wollte, weil die Fenster überall sehr hoch über der Straße angebracht waren. Das einzige, was ich in den zugleich als Wohnstube und Küche benutzten Räumen deutlich erkennen konnte, waren die Kannenbänke, bis zur Decke reichende Holzgestelle mit mehreren horizontal liegenden Brettern, auf denen das Küchen- und Tischgerät für gewöhnlich aufgestellt wird. Ganz zu oberst paradierten durchweg alte Steinkrüge und blankgeputzte Zinnteller, hie und da auch eine Kaffeekanne aus Rotkupfer, der Stolz und der wertvollste Besitz jeder Eifeler Bäuerin. Eine Viertelstunde hinter Dreyborn liegt mitten im Felde ein Häuschen. Dort wohnt ein Schmied, dem der Postillon ein Paket zu überbringen hatte. Der ländliche Hephästos ruhte schon in süßem Schlummer, und es bedurfte keines geringen Horngeschmetters, bis drinnen in der Hütte endlich ein Lichtchen aufflammte und die Thür aufgeriegelt wurde. Der Adressat trat, nur mit dem allerunentbehrlichsten Kleidungsstücke angethan, an den Wagen heran, nahm gähmend sein Paket in Empfang und — blieb dem gutmütigen Schwager das Bestellgeld schuldig.

Von diesem Häuschen mußten wir fast zwei volle Stunden fahren, ehe wir wieder an einer menschlichen Wohnstätte vorüberkamen. Der Mond war aufgegangen, wurde aber meist durch Wolken bedeckt, und wenn er wirklich einmal einige Minuten lang schien, durch den Nebel getrübt. Dennoch vermochte ich mich einigermaßen über die Gegend zu unterrichten. In der Dreyborner Flur wird Ackerbau betrieben; Hafer und Kartoffeln sollen dort noch gut gedeihen, dagegen kommen Obstbäume nicht mehr fort, und die Dreyborner

Jugend, soweit sie noch nicht in die weite Welt hinausgelangt ist, hat keine Kirsche oder Birne am Baume gesehen. Hinter der Dorfgemarkung liegt auf weite Strecken hin Ödland, das aber nach und nach durch Anlage von Fichtenkulturen nutzbar gemacht wird. Ungefähr dort, wo die Schleidener Landstraße mit der Chaussee Gemünd-Montjoie zusammentrifft, beginnt dann ein zusammenhängender, sehr ausgedehnter Forst. Eine der Förstereien hat neuerdings eine Postfiliale erhalten, wohl mit Rücksicht auf die schnellere Beförderung der Krammetsvögel, die hier oben in großen Mengen gefangen werden. Ich hörte von einzelnen Förstern, die während der Zugzeit täglich 4000 Schlingen nachzusehen und in stand zu halten haben.

Daß der Winter hier oben mit besondrer Strenge auftritt, versteht sich von selbst. Die Post wird von Anfang Dezember bis in den April auf Schlitten befördert, und auch dann sehen sich die Postillone noch mitunter genötigt, den Postkasten im Walde stehn zu lassen, Brieffack und Pakete auf die Pferde zu laden und sich zu Fuß einen Weg durch den oft meterhohen Schnee zu suchen. Die Gefahr, im Schnee stecken zu bleiben, und die Verantwortlichkeit für Postgut und Pferde werden von den armen Leuten als eine drückende Last empfunden, und man versteht, daß sie alljährlich dem Winter mit Schrecken entgegensehen.

Endlich hatten wir den Ausgang des Waldes und damit das Dorf Höven erreicht. Von der langen Fahrt durch die Herbstnacht trotz Mantel und Pferdedecke ziemlich erstarrt, trat ich, um mich zu wärmen, in die niedrige, stark überheizte Bauernstube, die als Wohngemach und Postbureau dient. Der alte Posthalter, ein pffiffig aussehender Bauer, saß, die lange Pfeife im Munde, am Schreibtisch und klebte Freimarken auf Briefe, die er offenbar auch wieder mit dem Portobetrag in harer Münze erhalten hatte; neben ihm lag in einem Lehnstuhle, mit einer Stickerie beschäftigt, ein kränklich aussehendes, hübsches Mädchen, das, wie ich nachher hörte, eine lange Leidenszeit in Kliniken durchgemacht hatte; ein Knecht spaltete Holz, und eine taube Magd butterte. Trotz der räumlichen Beschränkung schien hier ein gewisser Wohlstand zu herrschen. An der Wand gewahrte ich ein Medaillonporträt Stephans, und in einer Ecke des Zimmers stand ein Lefaucheux-Gewehr von schöner Arbeit. Trotz der etwas einsilbigen Ausdrucksweise dieser Leute wurden Postillon und Passagier mit einer gewissen Herzlichkeit empfangen und nach Landesitte mit Wacholder Schnaps bewirtet, wobei man sich dem Fremden gegenüber entschuldigte, daß man ihm in diesem armen Lande keinen Wein vorsetzen könne.

Wir hatten uns in der Hövener Postagentur länger aufgehalten, als die Dienstvorschrift es dem guten Schwager erlaubte. Die verlorne Zeit mußte durch schnellere Fahrt wieder eingebracht werden, und so ging es denn im schärfsten Trabe ins Rurthal abwärts. Es war eine lustige Fahrt, bei der das Sattelpferd unausgesetzt straukelte. Als wir gerade unten in der Schlucht die Dächer von Montjoie im Mondschein schimmern sahen, empfingen wir wieder den Besuch eines Gendarms, der, weniger schweigsam als sein Kollege

in Gemünd, seinem Mißfallen darüber Ausdruck verlieh, daß jener mit seiner allzu lapidaren Unterschrift ihm keinen Raum für sein eignes Autogramm übrig gelassen habe.

In Montjoie lag schon alles im tiefsten Schlase, als der Postwagen über das holprige Pflaster dahinrasselte. Nirgends war mehr ein Licht zu sehen; die alte Stadt mit ihren engen Gassen und den hohen, vornehmen Patrizierhäusern, den Zeugen einer glänzenden Vergangenheit, erschien wie von einem Märchenzauber umfangen. Nur die Brunnen murmelten, und die Mur rauschte in ihrem Bette über Felsblöcke und Kiesel zu Thal, sonst ließ sich weit und breit kein Laut vernehmen. Vor meinem Hotel, dem einstigen Palast einer französischen Emigrantenfamilie, machte der Schwager Halt und stieß ins Horn. Da that sich, ehe ichs erwartet, die Pforte auf: die junge schöne Wirtin erschien in eigener Person und wies dem müden Gaste ein Zimmer an, dessen sich kein Prinz hätte zu schämen brauchen. Wenn mir an diesem Abend in Montjoie schon etwas Respekt einflößte, so war es die Breite des Bettes, das in dieser Hinsicht sogar die doch auch recht ansehnlichen Lagerstätten übertraf, die man in den alten Gasthöfen Toskanas und der Romagna findet.



Das preußische Kadettenkorps als gelehrte Schule



Wenn man Zeitungsnachrichten glauben darf, ist die Zulassung der Abiturienten des preußischen Kadettenkorps zum Studium auf der Kaiser Wilhelm-Akademie schon verfügt worden, und es soll sich die Berechtigung zum Studium der Medizin überhaupt sowie der Jurisprudenz anschließen. Ob diese letzte Maßregel nur eine Folge davon sein würde, daß den Abiturienten der Realgymnasien diese Fakultätsstudien freigegeben werden sollen, oder vielmehr die Ursache dieser Erweiterung der Berechtigungen der Realgymnasien, wie manche meinen, muß dahingestellt bleiben. Schon im Jahre 1877 bestimmte eine Kabinettsordre, daß der Lehrplan des Kadettenkorps mit dem der Realschule erster Ordnung, also des spätern Realgymnasiums, im allgemeinen in Übereinstimmung zu bringen sei. Seitdem sind die Abiturienten beider Anstalten gleich gestellt worden. Nahm man damals für den Lehrplan des Kadettenkorps den einer freien Schule zum Muster, so änderte sich das einige Jahre später. Denn die Grundsätze, die die Kabinettsordre vom 13. Februar 1890 für den Unterricht im Kadettenkorps aufstellte, wurden in wesentlichen Teilen für die Neuordnung des gesamten höhern Schulwesens in Preußen im Jahre 1892 maßgebend.

Bei der Reform, in der wir jetzt stehn, scheint wiederum das Realgymnasium in seiner Reformgestalt für das Kadettenkorps eine Art Muster werden zu sollen. Wenigstens ist gutem Vernehmen nach der Leiter des einen Frankfurter Realgymnasiums zum künftigen Oberstudienrat des Kadettenkorps ausersehen. Ob der Versuch die Militärverwaltung mehr befriedigen wird, muß abgewartet werden.